

Hans Geißlinger/
Stefan Raab

Strategische Inszenierung

Story Dealing für Marketing
und Management

Online-Ausgabe 2011

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Rolf Arnold (Kaiserslautern)	Prof. Dr. Wolf Ritscher (Esslingen)
Prof. Dr. Dirk Baecker (Friedrichshafen)	Dr. Wilhelm Rothaus (Bergheim bei Köln)
Prof. Dr. Bernhard Blanke (Hannover)	Prof. Dr. Arist von Schlippe (Witten/Herdecke)
Prof. Dr. Ulrich Clement (Heidelberg)	Dr. Gunther Schmidt (Heidelberg)
Prof. Dr. Jörg Fengler (Alfter bei Bonn)	Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt (Münster)
Dr. Barbara Heitger (Wien)	Jakob R. Schneider (München)
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp (Merseburg)	Prof. Dr. Jochen Schweitzer (Heidelberg)
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand (Jena)	Prof. Dr. Fritz B. Simon (Witten/Herdecke)
Prof. Dr. Karl L. Holtz (Heidelberg)	Dr. Therese Steiner (Embrach)
Prof. Dr. Heiko Kleve (Potsdam)	Prof. Dr. Dr. Helm Stierlin (Heidelberg)
Dr. Roswita Königswieser (Wien)	Karsten Trebesch (Berlin)
Prof. Dr. Jürgen Kriz (Osnabrück)	Bernhard Trenkle (Rottweil)
Prof. Dr. Friedebert Kröger (Schwäbisch Hall)	Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler (Köln)
Tom Levold (Köln)	Prof. Dr. Reinhard Voß (Koblenz)
Dr. Kurt Ludewig (Münster)	Dr. Gunthard Weber (Wiesloch)
Dr. Burkhard Peter (München)	Prof. Dr. Rudolf Wimmer (Wien)
Prof. Dr. Bernhard Pörksen (Tübingen)	Prof. Dr. Michael Wirsching (Freiburg)
Prof. Dr. Kersten Reich (Köln)	

Carl-Auer-Systeme Verlag und
Verlagsbuchhandlung GmbH; Heidelberg.
Umschlaggestaltung: Goebel/Riemer
Satz: Verlagsservice Josef Hegele, Heiligkreuzsteinach
Alle Rechte vorbehalten

Online-Ausgabe 2011
ISBN 978-3-89670-806-9
© 2007, 2011 Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren
und zum Verlag finden Sie unter: www.carl-auer.de.

Wenn Sie unseren Newsletter zu aktuellen Neuerscheinungen
und anderen Neuigkeiten abonnieren möchten, schicken Sie
einfach eine leere E-Mail an: carl-auer-info-on@carl-auer.de.

Carl-Auer Verlag
Häusserstraße 14
69115 Heidelberg
Tel. 0 62 21-64 38 0
Fax 0 62 21-64 38 22
E-Mail: info@carl-auer.de

Einleitung



Am 8. Juni 2004, von 07.20 Uhr bis 13.23 Uhr, wird uns ein astronomisches Schauspiel geboten: Hauptdarsteller sind die Sonne und unser Nachbarplanet Venus. Am Vormittag des 8. Juni zeigen sie die Variation einer Sonnenfinsternis. Zwar ist die Venus viel zu weit entfernt, um die Sonne wirklich zu verdecken. Aber man kann mit einer

Sonnenfinsternisbrille die Augen schützen und beobachten, wie sie als kleiner schwarzer Punkt am unteren Rand der Sonnenscheibe vorbeizieht. Dieser mit bloßem Auge kaum wahrnehmbare Vorgang wird von den Massenmedien aufgegriffen und löst ein Ereignis aus, das sich zu einem globalen Event entwickelt. Wie ist das möglich? Was treibt Millionen von Menschen dazu, sich mit speziellen Verdunklungsbrillen auszurüsten, die öffentlichen Plätze dieser Welt zu bevölkern und dort zeitgleich ihren Blick in den Himmel zu richten? Was lässt sie einen visuell banalen Vorgang als Ereignis erleben – ein Ereignis, für das man sich ausrüstet, aufbricht und zusammenkommt?

Das Motiv, das uns Menschen dazu bewegt, dem Gravitationsfeld des Alltags zu entfliehen, liegt offensichtlich nicht in dem, was wir beobachten, sondern darin, wie wir es tun. Das Geheimnis verbirgt sich hinter unseren Augen, in den Geschichten, die wir wahrnehmen, wenn wir etwas sehen. Dieser aus Geschichten gewebte Stoff ist es, der das Geschehen »an sich« erst zu einem Ereignis »für uns« werden lässt. Man kann diesen Stoff weder sehen noch riechen, weder tasten noch schmecken. Durch ihn wird nichts einfacher, effizienter oder komfortabler. Trotzdem ist er ein Träger nahezu aller sozialen, kulturellen und technischen Entwicklungen, Veränderungen oder Innovationen. Er entstammt zwar der Welt unserer Vorstellung, choreographiert aber gleichzeitig auch die Form unseres tatsächlichen Erlebens. »Venus lässt die Herzen flimmern«, titelte eine deutsche Tageszeitung, und schon sind wir bei den Liebes-, den Zeit- und

Schicksalsgeschichten, mit denen wir den kleinen Punkt Wirklichkeit werden lassen und in den Mittelpunkt unserer Wahrnehmung nehmen.

Geschichten lassen sich aber nicht nur finden, sondern auch erfinden, nicht nur erzählen, sondern auch erleben. Geschichten entfalten ihre stärksten Wirkkräfte nicht im Reich des Hörensagens, sondern dort, wo sie tatsächlich erlebt werden können.

Mit *Story Dealing* bezeichnen wir den Prozess von der Entwicklung bis zur Realisierung einer Geschichte. Er schließt das Potential der Erzählung zwar mit ein, beschränkt sich jedoch nicht darauf. Wir betonen das deshalb, weil der hier vorgestellte Ansatz weit über das aktuell kursierende *Story Telling* hinausgreift.

Wenn es darum geht, eine Geschichte gemeinsam ins wirkliche Leben zu holen, rieselt nichts mehr von oben auf passive Zuhörer oder Zuschauer. Etwas Bewegendes ergreift und erzeugt einen Zustand der Erregung und Öffnung: arrangieren, verbinden, unterlaufen, möglich machen ... Wer den Aktionsraum einer Geschichte betritt, verankert ihre Zielsetzungen im eigenen Motiv. Und wer sich einsetzt, setzt sich auch aus, insbesondere wenn Verlauf und Ausgang offen sind. Der Prozess des Handelns und Entscheidens, des Zögerns und In-Angriffnehmens beginnt. Mit ihm tritt die Geschichte in Erscheinung und damit ins Verhältnis zu ihrer Umwelt, d. h. zur Alltagswirklichkeit. Ein Kräftefeld struktureller Kopplungen, d. h. gegenseitiger Beeinflussung und Einflussnahme, entsteht. Mit den Interdependenzen dieses Feldes, den Beziehungen zwischen unterschiedlichen Wirklichkeiten, beschäftigt sich die *strategische Inszenierung*. Welcher Attraktoren bedarf es dafür, die Protagonisten in Austausch und Auseinandersetzung bringen? Die Kopplung und Entkopplung kultureller und dramaturgischer Mittel, mit denen Wirklichkeiten erzeugt und Emotionen gebunden werden, sind der Spielraum und das Handlungsfeld der strategischen Inszenierung.

Wie das konkret geschieht, zeigt das zweite Kapitel dieses Buches mit den *Fünf Expeditionen in die Vorstellungskraft*. Die entsprechenden theoretischen und die daraus abgeleiteten methodischen Überlegungen finden sich im nächsten Kapitel (3) über *Magie und Methode*. Desse letzter Abschnitt, *Ordnung und Wirklichkeit*, zielt auf das, was es braucht, damit aus strategischen Absichten Realität wird. Er zeigt die Struktur und die Prozessvariablen eines Interventionsdesigns – aus dem Blickwinkel der strategischen Inszenierung.

Man sollte allerdings ein Vorhaben wie dieses nicht vom Schwanz her aufzäumen. Wir beginnen selbstverständlich dort, wo alles anfängt, beim Kopf und seiner genialsten Kompetenz: der Fähigkeit, sich etwas vorzustellen. Die Kraft zur Einbildung, die Kraft, Einfälle zu haben, Ideen zu entwickeln und andere damit in Berührung zu bringen, ist die *Conditio qua non*, ohne die nichts in Bewegung gebracht und nichts in Beziehung gesetzt werden kann. Der Mensch wirkt, indem er handelt, und er handelt, weil er ein Ziel vor Augen hat, ein Interesse – weil eine Motivation ihn bewegt. Das Motiv, also das, was einer Motivation zu Grunde liegt, entspringt stets der Welt unserer Vorstellungen. Damit sind wir bei der Einbildungskraft. Dem Versuch, dieser imaginären Kraft und ihrer Wirkungsweise auf die Spur zu kommen, ist das erste Kapitel dieses Buches, *Magie und Kommunikation*, gewidmet.

PS: Bleibt zu sagen, dass den Leser, die Leserin, am Ende, im vierten Kapitel, eine kleine Zeitreise erwartet – eine Entführung zurück in die Kindheit, dorthin, wo das Wünschen noch geholfen hat. Es war einmal: *Ein archäologischer Bericht aus dem Grenzland zwischen Magie und Realität*.

Hans Geißlinger, Stefan Raab
Berlin/Karlsbad, im Februar 2007

1. Magie und Kommunikation



1.1 Über das Berührende, Ergreifende und Bewegende

»Jede Veränderung entsteht in Kräften vor der Vorstellungskraft, hauptsächlich aber und am wirkungsvollsten durch die Vorstellungskraft selbst« (Giordano Bruno 1999, S. 55)

Das Feld, das wir im Verlauf dieses Kapitels behandeln werden, skizziert den Ausgangspunkt für alles Folgende. Es ist die Fähigkeit des Menschen zur Einbildung. Damit meinen wir zunächst nicht mehr und nicht weniger als die menschliche Eigenschaft, sich selbst und anderen etwas vormachen zu können. Zugegeben, dieser Ausdruck besitzt im alltäglichen Sprachgebrauch eine eher negative Konnotation. Wir verbinden ihn mit der Vorstellung der Lüge, des Vorgaukels falscher Tatsachen. In unserem Zusammenhang aber zielt er

auf etwas viel Fundamentaleres: auf das Vermögen, sich mittels der Einbildungskraft etwas vor das geistige Auge stellen zu können, Vor-Stellungen zu entwickeln von Personen, Situationen und Vorhaben – egal ob diese nun in der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft liegen. Wenn man so will, leben wir in dieser Welt unserer Vorstellungen; ihr entwachsen unsere Ziele und Vorhaben.

Taylor und Cohen, zwei amerikanische Soziologen, sind in ihrem Buch *Ausbruchsversuche* (dt. 1977) einer Frage nachgegangen, die wir alle mehr oder weniger kennen: Wie den Tag überstehen? Damit ist kein besonderer Tag gemeint, nichts Außergewöhnliches. Es geht um das Aushalten der Normalität, der Langeweile, der Eintönigkeit. Folglich setzt die Untersuchung dort an, wo die Tage sich gleichen wie ein Ei dem anderen: im Gefängnis. Was bringt Gefangene dazu, morgens die Augen zu öffnen und mit irgendetwas zu beginnen? Was hält sie am Leben, am Teilhaben an der Welt? Cohen und Taylor fanden heraus, dass es die inneren Bilder waren, die sich die Insassen von der Zeit machten, d. h. die Vorhaben, die sie sich ausdachten, die Ereignisse, die sich daraus entwickeln würden, die Art, wie sie darauf reagieren sollten ... Die Gefangenen schrieben sich unsichtbare innere Drehbücher, d. h. Geschichten, in die sie sich verwickelten und mit denen sie die Zeiträume in ihrer Phantasie durchquerten. Sie erdachten gewissermaßen eine ganz persönliche imaginäre Welt, die sich, gleich einer zweiten Haut, über die Gesamtheit der realen Ereignisse legte und diesen einen Sinn verlieh.

Was hier der Monotonie eines Gefängnisalltags entwächst, findet sich bei näherer Betrachtung auch in der ganz normalen Welt wieder. Schließlich machen auch wir uns zuerst eine Vorstellung von etwas, d. h. wir machen uns etwas vor, bevor wir beginnen, es umzusetzen – oder auch nicht. Die Fähigkeit zur Imagination eröffnet dem Menschen den Weg zu seinem Selbstverständnis, und sie ermöglicht es ihm, sich mit anderen in Beziehung zu setzen – bis zum Moment der Überschreitung, wo das eine in das andere überzugehen beginnt, es berührt und ergreift. Schließlich kann niemand von etwas ergriffen werden, ohne zugleich eine Vorstellung davon in sich zu tragen. Die Fähigkeit, sich etwas vorzustellen, setzt die Fähigkeit, sich etwas vorzumachen, voraus. Ob wir dafür den (ursprünglich) lateinischen Begriff der Imagination oder das deutsche Wort Einbildung verwenden, beides verweist auf den gleichen Vorgang, auf die Herstellung innerer Bilderwelten. Mit anderen Worten: Die Sprache der Vorstellung

ist die Sprache der Bilder. Von etwas ergriffen zu werden heißt, ein Bild davon in sich zu tragen.

1.1.1 Von der Magie zur Mathematik

Zweifelsohne hat unsere Zeit in vielen Bereichen des Lebens einen gewaltigen Schub an Erkenntnissen hervorgebracht. Daraus resultiert aber nicht, dass sich unser gesamtes Wissen von dieser Welt im Laufe der Geschichte quasi immer weiter verfeinert, ausdifferenziert und damit verbessert hätte. Das mag auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik in den letzten vier, fünf Jahrhunderten zutreffen, nicht aber auf das Feld unserer Untersuchung. Wenn wir uns heute rühmen, über wissenschaftliche Kenntnisse und Technik zu verfügen, so sollten wir gleichzeitig erkennen, dass unser Wissen über die Kraft und die Wirkungsweise der Imagination und dass ihr Stellenwert, ihre Bedeutung eher ab- als zugenommen haben.

Wir stellen diese Überlegung vor dem Hintergrund des 16. Jahrhunderts an, des Zeitalters der Renaissance, einer Kultur, die sich der Erforschung der Imagination gewidmet hat wie keine zuvor und keine danach. Ihre Wissenschaften (Eros, Magie und Gedächtniskunst) maßen den vom inneren Sinn erzeugten Vorstellungsbildern – den *Phantasmen*, wie sie zu der Zeit genannt wurden – eine unermessliche Bedeutung zu. Sie hatten die menschliche Fähigkeit, auf diese einzuwirken, bis zum Äußersten verfeinert. Wenn wir also das Feld der Imagination genauer unter die Lupe nehmen und den Versuch starten wollen, in seine Prozesse einzutauchen, dann sollten wir dort beginnen, wo man am meisten darüber nachdachte: in der Zeit der Renaissance; genauer gesagt, an ihrem Ende, als ihre Wissenschaften die höchste Entwicklungsstufe erreichten – in den Werken Giordano Brunos, eines Dominikanermönchs aus einem neapolitanischen Kloster.

Philippo Bruno, wie er eigentlich hieß (später nannte er sich dann Giordano), wurde 1548 in Nola geboren. Mit 17 Jahren trat er in Neapel in den Dominikanerorden ein, erhielt 1572 die Priesterweihe und studierte Theologie. Wegen eines Konflikts mit der Klosterleitung verließ er den Orden und nahm eine Art philosophischer Wanderexistenz auf. Bruno reiste durch halb Europa, lehrte in Paris, London und Toulouse, um dann über Wittenberg und Prag nach Venedig zu gelangen – wo man ihn einkerkerte, nach Rom überstellte und schließlich, weil er sich weigerte, seine Lehren zu widerrufen, zum

Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilte.¹ Dabei war Bruno alles andere als ein Vorkämpfer der Moderne. Sein Weltverständnis gründete auf dem des abendländischen Mittelalters, also einer Zeit, die gerade dabei war, zu Ende zu gehen. In diesem magischen Kosmos suchte er die skurrilsten Plätze und entlegensten Regionen des Denkens auf, um das Wissen über die Techniken zur Herstellung und Wirkungsweise innerer Bilderwelten zusammenzutragen, zu systematisieren und weiterzuentwickeln. Auf diese Weise hauchte er dem Wissenschaftsgebäude der Renaissance noch einmal neues Leben ein. Dabei geriet er ins Visier der Inquisition.

Das Gewaltpotential, das die katholische wie auch die protestantische Seite im Rahmen des Dreißigjährigen Krieges entwickelten, war, in seinen auf die Bevölkerung übergreifenden Zwängen, durchaus vergleichbar mit dem der späteren Französischen bzw. der Oktoberrevolution. Mit der zeitlichen Dauer dieses Krieges ging auch eine Radikalisierung der jeweiligen theologischen Glaubenslehren einher. So machte sich die Reformation auf den Weg zurück – zurück zur ursprünglichen Reinheit der christlichen Botschaft, und die lag im Wort, d. h. in den Texten der Bibel und nicht in Bildern. Also wurden die Bilder und Statuen aus den Kirchen entfernt und zerstört. Stattdessen rückte man die Kanzel des Predigers ins Zentrum des Geschehens. Das biblische Verbot der Bilderverehrung gerann zum Dogma. Die katholische Seite wiederum konterte mit der Inquisition, d. h. mit der Jagd auf die inneren Bilder des Menschen – auf die vom inneren Sinn erzeugten satanischen Götzen. So gesehen, erweist sich die Hexenverfolgung als das katholische Gegenstück zur protestantischen Bilderzerstörung. Unter dem fundamentalistischen Bildersturm von Reformation und Gegenreformation wurden die Wissenschaften der Renaissance innerhalb eines Jahrhunderts restlos aufgelöst (vgl. Cui-lianu 2001).

Die Menschen lernten, sich wieder vorsichtig auszudrücken. Mit der Zeit gewöhnten sie es sich ab, über Dinge nachzudenken, die in Widerspruch zu den offiziellen Aussagen der beiden Kirchen lagen.

1 »Giordano Bruno«, schreibt Bertolt Brecht im *Mantel des Ketzers* (1939), »der Mann aus Nola, den die römischen Inquisitionsbehörden im Jahre 1600 auf dem Scheiterhaufen wegen Ketzerei verbrennen ließen, gilt allgemein als großer Mann, nicht nur wegen seiner kühnen und seitdem als wahr erwiesenen Hypothesen über die Bewegungen der Gestirne, sondern auch wegen seiner mutigen Haltung gegenüber der Inquisition, der er sagte: ›Ihr verkündet das Urteil gegen mich mit vielleicht viel größerer Furcht, als ich es entgegne.«

Das Feld der großen metaphysischen Gedankengebäude war über Jahrzehnte vermint. Also begann man, sich einer anderen Seite zuzuwenden, dem Feld der Materie, das in der hierarchischen Ordnung der bisherigen Welt den untersten Platz eingenommen hatte. Hier entstanden die ersten Versuche der modernen, von Empirie und Mathematik geprägten Wissenschaft, und mit ihr traten die zählbaren, messbaren, quantifizierbaren Eigenschaften in den Vordergrund der Betrachtung. Die strenge Beobachtung der Gegebenheiten und ihrer Bewegungsgesetze veränderte den menschlichen Blickwinkel auf die Welt grundlegend. Auf diese Weise haben Reformation und Gegenreformation den gesellschaftlichen Stellenwert und die Bedeutung der menschlichen Einbildungskraft tiefgreifend verändert.



1.1.2 Der Magier

Die zentrale Überlegung Giordano Brunos liegt in der Frage, wie die Welt in das Bewusstsein eindringt und andererseits das Bewusstsein in die Welt übergeht. Auf der tektonischen Kante dieses Austauschprozesses bewegt sich sein Denken. In diesem Zusammenhang ist die Magie für ihn nichts anderes als die bewusste Beeinflussung des Individuums und seiner Einbildungskraft, der Imagination. Sie ist das zentrale Organ der menschlichen Wahrnehmung, und die Aufgabe des Magiers ist es, dieses Organ zu verfeinern, um mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln das Individuum zu beeinflussen und seine Wirklichkeit zu verändern.

Die Untersuchung Brunos lässt sich mit Machiavellis *Principe* vergleichen. Während Letzterer das Feld der Politik durchpflügt, begibt sich Bruno auf das Feld der Seele. Was zieht die Seele in Bann, was fasziniert sie? Wodurch erzeugt die Seele ihre Vorstellungsbilder? Warum ziehen Seelen sich gegenseitig an? Wie erklärt sich ihr Wirken nach innen und wie ihre Anziehungskraft auf andere, nach außen?

Am Anfang der menschlichen Wahrnehmung stehen für Giordano Bruno die Sinne. Durch sie werden die Botschaften von außen nach innen geleitet, wo sie im Herzen zusammenfließen. Hier lohnt sich ein kleiner Ausflug in die Argumentations- und Darstellungsweise. Bruno geht es nicht um das Herz als medizinisches Organ, sondern um das Herz als gefühltes, moralisches Organ. Diese Art und

Weise, mit der er die Dinge in Beziehung setzt, gilt es für unsere Untersuchung fruchtbar zu machen:

»Jeder äußere Einsatz« schreibt Culianu (2001, S. 197) zur Theorie Brunos, »wird von einem inneren Antrieb begleitet, der im Herzraum erlebt wird. Nun ist die erste Sprache ein körperlicher Ausdruck, und die verbalen Schemata sind das Bezugssystem aller möglichen Gebärden der Gattung Homo sapiens. Greifen wir einige verbale Schemata aufs Geratewohl heraus, die sich auf das Herz beziehen: Jemand, der unfähig ist, vom Kummer eines anderen gerührt zu werden, legt Hartherzigkeit an den Tag, hat ein Herz von Stein oder kein Herz im Leibe; im Gegensatz dazu hat jemand, der seinen Gefühlen freien Lauf lässt, ein weiches, zartes Herz, und wer bei seinem gesellschaftlichen Tun keinerlei böse Absichten hegt, weil er sich vorstellt, dass die anderen auch keine haben, besitzt ein reines Herz. Jemand trägt das Herz auf der Zunge, hat ein Herz aus Gold, ist herzensgut, aber es kann vorkommen, dass ihm schwer ums Herz wird, dass er sich etwas zu sehr zu Herzen nimmt, etwas auf dem Herzen hat und aus seinem Herzen keine Mördergrube machen will. Man kann Dinge leichten Herzens tun und sogar von ganzem Herzen, aber dennoch nicht das Herz haben, herzlos zu sein. Wenn uns etwas am Herzen liegt, wünschen wir, dass es uns zu Herzen geht, und wir hängen unser Herz daran. Die Beherzten bringen es nicht übers Herz, ihr Herz auszuschütten, wenn ihnen schwach ums Herz wird. Und die Angelegenheiten des Herzens führen dazu, dass wir unser Herz verlieren, schenken oder auch an gebrochenem Herzen sterben, uns in jemandes Herz stehlen, jemanden in unser Herz schließen, an Herzschmerz leiden oder dass uns alle Herzen zufliegen ... In all diesen Ausdrücken muss eine Wahrheit außersprachlicher Art beschlossen sein, eine Wahrheit, die nahezulegen scheint, dass das Herz der Sitz der Empfindsamkeit, aller Gefühlsregungen und das moralische Organ schlechthin ist. Das Denken wird in seiner Gefühlsäußerung vom Herzen wahrgenommen, und das ist so, weil wir es fühlen.«

Vergleicht man diese Abhandlung mit der heutigen Sichtweise der Medizin, so ist an die Stelle des Herzens das Gehirn getreten, während der ehemalige Sitz aller großen menschlichen Gefühle zu einer Pumpe geworden ist, die das Blut am Zirkulieren hält. Diese unumstrittene medizinische Tatsache findet allerdings nur bedingten Zugang in die Welt der Sprache. Schließlich werden alle von Bruno erwähnten Metaphern heutzutage noch genauso verwandt wie vor 400 Jahren. Man stirbt auch heute nicht an gebrochenem Gehirn, und man verliert sein Gehirn auch nicht an einen anderen. Was also macht das Bild, das wir

vom Herzen haben, so resistent gegen seine neue medizinische Bedeutung? Die Spur dieser Frage weist in die Welt des Nichtstofflichen, des Subjektiven, des Erfahrens und Empfindens.

Was hier als »wahr« oder »falsch« zu bewerten ist, leitet sich nicht aus dem ab, was wir wahrnehmen, sondern daraus, wie wir es tun. Bruno nimmt hier eine ähnliche Position ein wie der spätere Goethe. Der wendet sich gegen die newtonsche Spektralanalyse des Lichts, weil sie, um beobachtet werden zu können, eine technische Manipulation voraussetzt – die Umleitung des Lichtes durch ein Prisma. Damit aber wird, laut Goethe, das von den Augen wahrgenommene Phänomen in Wirklichkeit verfälscht (vgl. Goethe 1973). Was die physikalischen Eigenschaften des Lichts betrifft, so ging Newton zweifellos als Sieger aus dieser Meinungsverschiedenheit hervor. Fragen wir aber danach, was die Wahrnehmung des Lichts für uns bedeutet, was sie in uns auslöst, dann überschreiten wir die Grenzen der physikalischen Welt und betreten mit Bruno den Erklärungskosmos der Magie. Womit wir wieder beim Imaginären wären, dem eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung.

Aufgabe der Imagination ist es, die mit Hilfe der Sinne erfassten Wahrnehmungen in eine für die Seele verständliche Sprache zu übersetzen. Die Imagination wandelt die Sprache der Sinne in eine der Seele um, und der Terminus technicus dieser Seelensprache heißt »phantasmisch«.² Da die Seele nur ihre eigene Sprache versteht, gibt es für sie ohne Imagination auch kein Erkennen.³

Was aber veranlasst die Seele überhaupt dazu, aktiv zu werden, d. h., Botschaften aufzunehmen oder zu senden? Wie erklären sich die Bewegungen zwischen den Seelen, die Wirkkräfte ihrer gegenseitigen Anziehung? Diese »Kräfte der Bezauberung«, wie Bruno sie nennt, speisen sich aus einer einzigen Quelle, der Bannkraft der Liebe. In seiner Abhandlung zur Magie schreibt er (1999, S. 22):

2 Der Begriff leitet sich von der aristotelischen Lehre ab. Aristoteles nannte die Sprache der Seele »Phantasie«.

3 Wir haben es hier also mit einem geschlossenen System zu tun, und es ist erstaunlich, wie sich diese Auffassung mit den Ergebnissen der modernen Neurophysiologie deckt. Hier haben wir es mit geschlossenen neuronalen Systemen zu tun, mit komplexen Netzwerken, denen die Fähigkeit zugeschrieben wird, ihre eigene Sprache zu entwickeln und aus ihr eine Welt zu erzeugen.

»Wir sagten, dass alle Bannkräfte irgendwie teils sich auf die Bezauberung durch die Liebe beziehen, teils von der Bezauberung durch die Liebe abhängen, teils auf der Bezauberung durch die Liebe beruhen. Durch dreißig Arten von Knoten der Verlockung wird es leicht sein zu zeigen, dass sich die Liebe als die Grundlage aller Empfindungen erweist. Denn wer nichts liebt, hat keinen Grund, sich zu fürchten, zu hoffen, sich zu rühmen, stolz zu sein, etwas zu wagen, zu verachten, anzuklagen, zu verzeihen, sich erniedrigt zu fühlen, eifersüchtig zu sein, zu zürnen oder durch anderes von dieser Art ergriffen zu werden. Weit erstreckt sich deshalb das Feld, und tief gründet die Betrachtung oder auch die Spekulation, der wir uns aus diesem Anlass unter dem Titel *Die Bannkraft der Erotik* widmen. Diese Betrachtung sollte deshalb nicht als allzu weit entfernt von den bürgerlichen Grundsätzen beurteilt werden, weil sie so erstaunlich weitreichender ist als diese.«

Für Bruno ist der Eros die Grundlage aller Art von Anziehung. Abneigung und Hass stellen lediglich die negative Seite derselben universellen Anziehungskraft dar. Eros ist das Movens aller intersubjektiven Beziehungen, einschließlich der Massenphänomene. Nicht der abstrakte Mechanismus der Informationsübertragung zwischen einem Sender und einem Empfänger steht im Zentrum der Betrachtung, sondern die Erzeugung von Anziehungskräften. Schließlich folgt dem Eros das Verlangen, und wenn es um Verlangen geht, geht es um dessen Befriedigung. »Verlangen« aber erweist sich als nichts anderes als das Verfolgen einer Vorstellung, d. h. eines vom inneren Sinn erzeugten Phantasmas. Auch wenn dieses Vorstellungsbild auf etwas verweist, was außerhalb seiner selbst liegt, so bleibt es doch stets das Produkt eines inneren, geistigen Vorgangs und damit Teil einer imaginierten Welt. Eo ipso wirkt der Eros in einem durch und durch phantasmatischen Umfeld. Damit erweist sich die Gesellschaft – laut Giordano Bruno – auf allen ihren kommunizierenden Ebenen als wirkende Magie. Ohne sich dessen bewusst zu sein, nimmt jedes Lebewesen durch seine Teilhabe am intersubjektiven Netz der Kommunikation an dieser Magie teil.⁴

Willkommen in der Tiefe der menschlichen Beweggründe. Hier hat sich auf unserer Reise in die Vergangenheit ein Rollenwechsel vollzogen. An die Stelle des menschlichen Verstandes, in der Position

4 Wir haben es hier mit einer beseelten Welt zu tun, d. h., nicht nur Menschen besitzen Seelen, sondern auch Tiere und Pflanzen, ja, selbst die materiellen Dinge sind beseelt und damit Teil eines großen beseelten Ganzen.

des zentralen Lotsen unseres Verhaltens, tritt die Kraft der Imagination. Sie öffnet den Weg zu den Innenwelten der Gefühle. Es gibt nichts in unserem Verstand, was nicht vorher von den Sinnen wahrgenommen wurde, und es gibt nichts, was ohne die Vermittlung der Phantasie von den Sinnen zur Vernunft gelangen könnte. Damit aber nimmt jede Veränderung ihren Weg durch die Vorstellungskraft.

Die willentliche Anwendung dieser Kraft, d. h. die bewusste Veränderung der eigenen Phantasie und ihre Übertragung auf andere, charakterisiert den Beruf des Magiers. Spiegelte sich diese Fähigkeit früher im Dichter oder bildenden Künstler wider, so beschäftigt sich der Magier von heute mit Menschenführung, also mit allem, was damit zu tun hat, Verhalten, Einstellungen und Sichtweisen zu beeinflussen und zu verändern. Da sich niemand dem Bereich der intersubjektiven Beziehungen zu entziehen vermag, ist aus Brunos Sicht auch alles beeinflussbar. Jedes Selbstverständnis menschlicher Gemeinschaften beruht auf einer durch magische Operationen hervorgegangenen Form der kollektiven Überzeugung.



1.1.3 Die Bannkräfte und ihre Wirkung

»Alles belebt es, mäßigt es, erfreut es, lenkt es, zieht es an, entflammt es. Alles bewegt es, öffnet es, erleuchtet es, reinigt es, erfüllt es. Allem gibt es« (Giordano Bruno 1999, S 79).

Allen Lebewesen, schreibt Bruno, wohnt eine Spiritualität inne, die auf den Erhalt des gegenwärtigen Zustandes zielt. Um das Gravitationsfeld dieser Verharrung aufzulösen, bedarf es einer Kraft, die in der Lage ist, die Menschen zu bezaubern, zu ergreifen und sie in ihren Bann zu ziehen. Wie bereits erwähnt, werden wir weitaus heftiger und intensiver durch die Phantasie bezaubert als durch den Verstand. Der Grund hierfür ist relativ banal, d. h., er besteht im Entstehen der Vorstellung, dass uns etwas im weitesten Sinne Befriedigung bereiten könnte. Es ist das Motiv der Lust, nach dem wir greifen, und wir greifen zur Lust, weil wir durch sie ergriffen werden. Es bedarf keines weiteren Grundes als dessen, unserem Verlangen zu entsprechen. Mit anderen Worten, es ist die Liebe zu uns selbst, die uns in Bewegung setzt und mit anderen Men-

schen in Verbindung bringt. Ohne diese Art von Eigenliebe wäre der Mensch unverführbar, aber damit auch unberührbar und ohne jede Ausstrahlung auf andere.

Es gibt visuelle Wahrnehmungen, die unmittelbar ein Gefühl entstehen lassen. So kann ein Gesicht, das Trauer oder Schmerz ausdrückt, ein Gefühl von Trauer oder Schmerz auch bei anderen hervorbringen. Dies funktioniert nur, wenn wir davon ausgehen, dass die wahrgenommene Trauer authentisch ist – allgemein gesagt, wenn wir daran glauben. Der Nährboden, auf dem dieser Glaube wächst, heißt Imagination. Denn die Bannkraft speist sich nicht aus dem Wirklichen, sie muss sich nicht auf Wirkliches gründen. Ihre Quelle liegt vielmehr im Anschein von Wirklichkeit, in der Tatsache also, dass geglaubt wird, etwas sei wirklich. Die Einbildung braucht keine Wirklichkeit, um zu bannen und den durch sie Gebannten tatsächlich zu binden. Sie ist auf eine ihr eigene phantastische Art wirklich. Sie wirkt, als würde es sie geben. Der Gebannte wird durch sie gefesselt, nicht weil das Gute oder Schöne ihn bezaubert, sondern sein Glaube, dass es gut oder schön sei.

Natürlich hängt die Bezauberung auch von einer gewissen Anpassung und Entsprechung ab. Um eine Emotion bei anderen auszulösen, muss sie sich zunächst in einem selbst entwickeln. Erst dann ist man in der Lage, sie auch auf andere zu übertragen. Wer also fesseln will, ist angehalten, dieselben Affekte zu entwickeln wie derjenige, der gefesselt werden soll. Ein Redner löst Empfindungen nur durch Empfindungen aus. Dabei bedient er sich zweier Arten von Handlungen: des sprachlichen Ausdrucks und der Bewegung der Hand. Beides ermöglicht ihm, eine im Geist vorgestellte Sache in die Vorstellungswelt der anderen zu übertragen. Die Überredungskünste, die er entfaltet, bedienen sich magischer Mittel. Ihr Zweck ist, andere an sich zu binden. Streng genommen, machen der Redner, der Verliebte und der Magier das Gleiche: Sie werfen ihre Netze aus.

Was nicht leicht zu erlangen ist, in das verlieben wir uns umso glühender. Eine Bezauberung sollte deshalb von Anfang an immer wieder eine weitere Versuchung nach sich ziehen.

»Eigentlich lieben wir kein uns fremdes Wesen – wir verlieben uns in ein unbewusstes Bild. Der Liebende prägt die Gestalt des Geliebten in seine Seele ein. Die Seele des Liebenden wird also zum Spiegel, der das Bild des Geliebten zurückstrahlt« (Culianu 2001, S. 63).

Da ein Spiegel die Eigenschaft besitzt, nur fremde Bilder in sich zu tragen und keine eigenen, tritt das Bild des anderen an die Stelle des eigenen. Damit tritt das Phantasma an die Stelle der Seele.

»Daraus folgt, dass das seiner Seele beraubte Subjekt kein Subjekt mehr ist: Der phantasmische Vampir hat es von innen heraus verschlungen. [...] Metaphorisch ließe sich sagen, dass sich das Subjekt in das Objekt seiner Liebe umgewandelt hat« (ebd., S. 63 f.).

»Alles, was gebannt wird« schreibt Bruno (1999, S. 96) »nimmt dies auf irgendeine Weise wahr, d. h., im Wesen seiner Wahrnehmung ist eine bestimmte Art von Vorstellung oder ein bestimmtes Verlangen zu beobachten. Wer also etwas bannen will, muss irgendwie der Wahrnehmung des Bannfähigen etwas aufdrängen, denn die Bezauberung folgt der Wahrnehmung wie der Schatten dem Körper.«

Hier transformiert sich die Psychosozilogie des Paares zu einer allgemeinen Psychosozilogie, einer interdisziplinären Wissenschaft der Prozesse der Berührung; einer Wissenschaft, deren Tragweite zu erfassen und deren Gebrauchswert zu ermessen vor uns liegt. Da die Imagination, die Kraft der Ein-Bildung, dem Menschen das Mögliche als Teil des Wirklichen vor Augen führt, ist sie die Voraussetzung und das Gestaltungselement von Kultur schlechthin. Die imaginäre Verwandlung von Visionen zu Tatsachen, das, was wir Wandel, Fortschritt oder Entwicklung nennen, setzt die Fähigkeit voraus, faktisch Gegebenes durch Vorstellungen zu überschreiten und damit in seiner Geltung aufzulösen oder zu verändern.



1.2 Über das Denkbare und das Machbare

Befassen wir uns jetzt mit der Fähigkeit, die es einem ermöglicht, bis zu dieser Stelle des Textes vorzudringen: dem Lesen. Sie haben ihre Zeit geöffnet und ihre Segel gesetzt, um den Wind der Sprache aufzunehmen. Warum? Weil sie den Inhalt interessant finden oder weil sie einfach nichts Besseres zu tun haben? Welche Beweggründe es auch immer gibt, sich

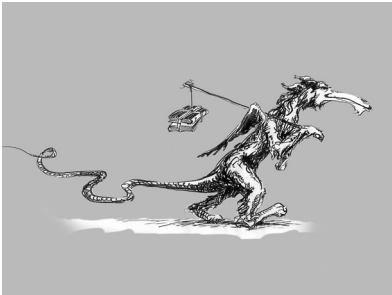
mit einem Buch zu befassen, einer davon ist die Vorbedingung für alle anderen: die Lust am Lesen. Woher aber kommt sie, diese Lust? Sie werden vermutlich auf die Kindheit verweisen. Man sollte früh damit beginnen.

Nun gibt es eine Reihe von Institutionen und Verbänden, deren Aufgabe darin besteht, sich darum zu kümmern, dass möglichst viel gelesen wird, dass niemand das Lesen an den Nagel hängt und nur mehr Videos schaut. Um das zu verhindern, werden beispielsweise Plakataktionen in Schulen durchgeführt: Lesen macht Lust! Lesen tut gut! Lesen bildet! Daran ist nicht zu zweifeln, die Frage ist nur, ob man Kinder durch Hinweisschilder zum Lesen animiert. Das Aufregende am Lesen liegt ja weniger in der Technik selbst als in der Möglichkeit, sich damit neue Welten zu erschließen. Man sollte also dort ansetzen, wo das Abenteuer lacht.

In der nun folgenden Geschichte finden sich weder pädagogische Lehrsätze noch irgendwelche Aufforderungen zum Lesen. Stattdessen lädt die Geschichte dazu ein, sich in sie zu verstricken und sich von ihr verzaubern zu lassen. Sie initiiert einen altersspezifischen Wettbewerb zwischen den Schulen Österreichs und animiert Kinder dazu, moderne Medien zu benutzen, also etwa im Internet zu recherchieren, auf Bibliotheksbestände zuzugreifen, sich mit der Historie ihrer Heimat zu befassen. Die Geschichte bezieht die über Jahre gewachsenen Verbindungen des Auftraggebers zu den österreichischen Schulen in das Vorhaben mit ein und endet dort, wo alles angefangen hat: im Buch. Sie besitzt allerdings, im Gegensatz zu den im nächsten Kapitel präsentierten Expeditionen, noch eine imaginäre Gestalt. Einerseits ist »Lesen« ihr zentrales Thema, andererseits ist sie aber über den Zustand, gelesen zu werden, noch nicht hinausgekommen. Stattdessen wartet sie innerhalb ihrer konzeptionellen Eierschalen darauf, in die Welt schlüpfen zu dürfen. Damit steht sie zugleich für vieles in uns, das darauf wartet, verwirklicht zu werden.

»Abenteuer Lesen« heißt die Botschaft, die es im Auftrag des *Österreichischen Buchklubs der Jugend* zu verbreiten gilt. Im Zentrum des Vorhabens steht der Umgang mit dem Lesen:

- Auftraggeber: *Österreichischer Buchklub der Jugend* in Zusammenarbeit mit dem Netzwerk der Österreichischen Schulen (ca. 1500), dem Unterrichtsministerium und der Österreichischen Staatsbibliothek
- Auftrag: die Entwicklung eines nachhaltigen Leseinteresses bei Kindern, Jugendlichen und ihren Eltern
- Dauer: neun Monate



1.2.1 Ein Ei, ein Drache und ein Flug durch den Luftraum von Österreich

Wir schreiben den 2. April des Jahres 1805. An jenem merkwürdigen Tag kommt in aller Herrgottsfrühe bei einer armen dänischen Schuhmacherfamilie ein Junge zur Welt: H. C. Andersen.

Zweihundertundein Jahre später, am 2. April des Jahres 2006, hält in Wien der Wind den Atem an. In Südafrika werden an diesem Morgen in drei Städten Drillinge geboren, in China gewinnen drei arme Schuhmacher die ersten drei Preise der staatlichen Lotterie und in Texas fallen in einer kleinen Kneipe drei Stühle um, auf denen am Abend zuvor drei Erzähler gesessen und einem kleinen Kreis von Farmern drei Märchen vorgelesen hatten.

Eigentlich hätte man es ahnen können. An einem Tag wie diesem musste einfach etwas passieren. Aber nachts schlafen die Wiener gewöhnlich, und was am Morgen jenes Tages wirklich geschah, weiß niemand so richtig. Der Erste, der überhaupt darauf aufmerksam wurde, war Herr Otto, der Portier der Nationalbibliothek in Wien. Als Herr Otto um Punkt 8.00 Uhr das Portal aufschloss, um anschließend ins Kassenhäuschen zu gehen und das Wechselgeld zu überprüfen – schließlich sollte die Bibliothek um exakt 9.00 Uhr für den Publikumsverkehr geöffnet werden –, traute er seinen Augen nicht. Seit einer Woche war im Eingangsbereich der Nationalbibliothek das größte von Menschenhand gemachte Buch der Welt zu sehen. Es war, trotz seines kolossalen Umfangs, ein Kinderbuch, von und mit Kindern gemacht, und natürlich erzählte es ein Märchen. So weit war alles Ordnung. Aber was Herr Otto an diesem Morgen entdeckte, war kein Buch mehr, sondern ein Wunder.

Nun, Hühner legen Eier, Gänse legen Eier und Enten auch. Selbst Krokodile und Eidechsen legen Eier und möglicherweise auch Hasen (zu Ostern zumindest) – aber Bücher? Nein, Bücher legen keine Eier! Wie gesagt, es war ein Wunder, denn das große Buch hatte in der Mitte eine große muldenförmige Vertiefung bekommen, und daraus wiederum ragte ein nicht minder großes Ei heraus.

Ereignisse wie dieses werden für gewöhnlich sofort gemeldet und weitergetragen. Von Herrn Otto an die Direktorin der Bibliothek, von ihr an den Stadtrat und von dem wiederum an den Bürgermeister der Stadt Wien und die Polizei. So etwas hatte es noch nie gegeben, und die Folge war deshalb jede Menge Aufregung. Am Ende sprach die ganze Stadt darüber – auf den Straßen und in den Zeitungen. Ein Polizist schlug vor, das Ei sofort zu verhaften, in einen Käfig zu sperren und zum Zoo zu bringen. Zwei Bäcker wollten einen riesigen Kuchen daraus backen, und die Feuerwehr drängte darauf, das Ei so schnell wie möglich aus dem Verkehr zu ziehen. Es dauerte eine Weile, bis man sich auf einen gemeinsamen Vorschlag geeinigt hatte.

So geschah es, dass ein großer Glasbehälter auf dem Platz vor der Bibliothek aufgestellt wurde – eine Art trockenes Aquarium, ohne Wasser und ohne Fische. Stattdessen lag oder, besser gesagt, stand das auf Stroh gebettete große Ei darin. Knapp darüber hing eine gewaltige, rote Wärmelampe. Man war neugierig geworden und wollte wissen, was in dem Ei war. Also musste es ausgebrütet werden.

Hunderte von Vermutungen kursierten in den folgenden Wochen in der Stadt. Alles konnte man sich vorstellen, vom Elefanten bis zu einer überdimensionalen Maus. Auch die Möglichkeit, dass das Ei nichts Lebendes mehr enthalte, wurde in Betracht gezogen. Jeder, der seine Ohren an die Glaswand des Aquariums drückte und auf ein Geräusch hoffte – falls das Tier sich mal umdrehen sollte oder so –, wurde bitter enttäuscht. Nach einer Woche wurde der Stadtverwaltung Stromverschwendung vorgeworfen und ein Abschalten der Wärmelampe gefordert.

Als sich in der folgenden, zweiten Woche immer noch nichts ereignete, gab die Stadtverwaltung das Ende des Versuchs bekannt. Es war der 23. April des Jahres 2006 – ein außergewöhnlicher Tag.

Am Morgen jenes Tages passierte gleich in zweierlei Hinsicht etwas: Einerseits hatten die Menschen der ganzen Welt diesen Tag zum Welttag des Buches erklärt, andererseits platzte, genau an diesem

Tag, das Ei. Es ist bis heute nicht eindeutig geklärt, ob die beiden Ereignisse wirklich etwas miteinander zu tun hatten. Falls nicht, war es ein äußerst unglaublicher, unwahrscheinlicher Zufall.

Sämtliche Spekulationen hörten schlagartig auf. An ihre Stelle trat ein riesiges, ja, gewaltiges Erstaunen. Inmitten der in alle Richtungen verstreuten Eierschalen saß völlig verschüchtert ein Drache. Zugegeben, kein großer Drache; aber auch kein besonders kleiner, wenn man bedenkt, dass er gerade aus dem Ei geschlüpft war.

Viele wollten sich selbst überzeugen und das Tier mit eigenen Augen sehen. Was sie da gehört hatten, war einfach nicht zu fassen. Ein Drache, ein kleiner, rundlicher Lindwurm, der nun seit drei Stunden ratlos auf dem Pflaster des Josefsplatzes saß und beim besten Willen nicht wusste, was das alles um ihn herum zu bedeuten hatte. Er wusste weder, wo er war, noch was er hier sollte. Er wusste ja noch nicht einmal, wie er hieß. Normalerweise bekommt man den Namen von seinen Eltern. Aber hier waren keine Eltern – nur ein Buch. Im Grunde genommen wusste der kleine Drache fast gar nichts, und wenn man so wenig weiß, beginnt man am besten zunächst bei sich selbst. Kennt man sich, wird das andere schon kommen. So in etwa dachte der Kleine, und etwas wusste er bereits: Wer etwas finden will, muss sich bewegen. Also machte er sich auf den Weg, weg vom Josefsplatz und raus aus Wien. Vor ihm lag das wilde Österreich.



Es war eine ziemlich lange Reise, und hätten die Menschen auf ihre Uhren geschaut, sie wären auf über fünfhundert Stunden gekommen. Klar, ein etwas älterer Drache wäre schneller gewesen. Er hätte seine Flügel ausgebreitet, und ab die Post. Dem kleinen Drachen blieb nur das

Gehen übrig, und das war auch noch weitaus schwieriger als gedacht. Dem Leser und der Leserin sei an dieser Stelle etwas gesagt, das Drachen in der Regel nicht wissen können: Österreich ist ein sehr gebirgiges Land. Und noch etwas: Österreich ist das europäische Stamm-land der Drachen. Eigentlich gibt es nur zwei Arten von Drachen: chinesische und österreichische Drachen. Alle anderen stammen von diesen beiden Linien ab oder sind Mischungen, sogenannte Chinöster. Drachenlöcher, Drachenwände, Drachenfelsen – Österreich ist

voll von diesen stummen Zeugen vergangener Drachenherrlichkeit. Hier haben sie gehaust, gelebt, geheiratet, haben Kinder geboren und sind gestorben. Kein Bundesland, dessen Sagenschatz keine Geschichte über Drachen beinhaltet. Jahrhundertlang war das Hochgebirge eine Art riesiger Lindwurmefest, innerhalb deren es eben unzählige Drachen gab. Im Grunde hatte unser kleiner Drache trotz seines Unglücks auch wieder Glück. Wo, bittschön, sollte er seinen Namen finden, wenn nicht hier?!

So macht sich der Drache auf den Weg durch die österreichischen Alpen. In die größeren Städte allerdings traut er sich nicht hinein. Stattdessen versteckt er sich vor ihren Toren, irgendwo in der Landschaft; so lange zumindest, bis ihn besonders schlaue Kinder dort entdecken und ins Zentrum ihrer Stadt ziehen. Das mit dem »entdecken« hört sich leichter an, als es ist. Einen Drachen findet man nicht einfach so beim Spazierengehen. Dazu braucht es jede Menge an Informationen und Hinweisen vorweg, und das meiste davon steht in irgendwelchen Büchern. Büchern über Heimatkunde, Büchern über Biologie, Büchern über Geologie und Gesteinskunde, aber auch Büchern über Abenteuer und längst vergessene Sagen. Nehmen wir an, man macht sich auf den Weg in die Welt der Bücher, um dem Drachen auf die Spur zu kommen. Nehmen wir auch an, Eltern und Lehrer helfen mit, und die Schulen organisieren sich. Alles beginnt mit einer Frage und jedes Mal mit einer anderen. Wer sie beantwortet, erfährt den Aufenthaltsort des Drachen, und wer sich auf den Weg dorthin macht, findet einen Buchstaben.

Jedes Mal, wenn der kleine Drache vor den Toren einer Stadt gefunden und an einem langen Tau in ihr Zentrum gezogen wird, stellen sich die Kinder in einer langen Flusterschlange vor ihm auf. Das letzte Kind in der Schlange flüstert den Buchstaben seinem Vordermann ins Ohr, dieser gibt ihn in gleicher Weise weiter, bis ganz nach vorne. Da bereits kleine Drachen um einiges größer als Kinder sind, klettert das erste Kind der Flusterschlange in dem Moment, wo es den Buchstaben erfährt, auf eine Leiter zum Kopf des Drachen hoch und flüstert ihm den Buchstaben ins Ohr. Danach steigt ein Drachenfest, wie es die Stadt noch nicht gesehen hat. Weil aber in jeder Stadt nur ein einziger Buchstabe gefunden wird, muss der kleine Drache viele Städte und Bundesländer besuchen, so viele eben, bis er alle Buchstaben seines Namens gefunden hat.

Aber wie soll er sich an all die Namen der Kinder erinnern können, die ihm geholfen haben? Das geht nur, wenn auch sie ihm einen

Teil ihres Namens mit auf die Reise geben. Dafür wird neben dem Drachen eine kleine Stanzmaschine aufgebaut, mit deren Hilfe man seine Initiale auf ein rundes Metallplättchen prägt. Anschließend kann jedes Kind diese Schuppe mit seinem Namen an der Hornhaut des Drachen befestigen. Auf diese Weise wächst ihm auf seiner Reise ein Schuppenkleid aus Tausenden von Buchstaben.

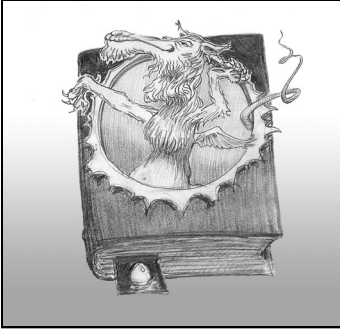
Am Ende seines österreichischen Abenteuers hat der kleine Drache nicht nur unzählige Namen auf seiner Haut, sondern auch aus jedem Bundesland einen Buchstaben seines eigenen Namens und damit insgesamt neun. Als der kleine Drache diese Buchstaben mit einem hölzernen Stock in die Erde ritzt, ist ihm, als würde eine unsichtbare Hand die Buchstaben verschieben. Plötzlich schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf, und ein Name taucht vor seinen Augen auf: Balthasar. In diesem Moment breiten sich seine Flügel aus und heben den Körper in die Luft. Der Name gefällt ihm, und der kleine Drache ist derart glücklich, dass er die ganze Reise durch Österreich nun noch einmal durch die Luft antreten will – mit seinem Namen, um sich bei allen zu bedanken.



So fliegt Balthasar in einer großen Schlaufe über ganz Österreich hinweg, über all die Städte, die ihm geholfen haben, um am Ende glücklich und erschöpft dort zu landen, wo alles für ihn begonnen hatte: mitten auf dem Josefsplatz. Da war es gerade wieder 8.00 Uhr gewor-

den, und Herr Otto, der Portier der Nationalbibliothek, hatte das Portal bereits geöffnet. Ohne zu zögern, schlüpft Balthasar hinein. Er hat jetzt alles, was er braucht, und es gibt wirklich keinen Grund mehr, länger hierzubleiben. Er war aus einem Ei geschlüpft, das aus einem Buch kam, und dieses Buch wiederum stand in der Nationalbibliothek von Österreich. Also musste dort auch alles angefangen haben. Vielleicht kam er ja von dort aus einem Buch, und wenn dem so war, dann müssten sich auch seine Eltern, seine Verwandten und seine zukünftigen Freunde in dem Buch finden lassen. Damit schien erst einmal alles klar. Der kleine Drache stand in der riesigen Bibliothek und sollte sich entscheiden. Für was? Hier waren Tausende von Büchern.

Er ging die Regale entlang und schüttelte den Kopf. Diese Bücher waren bis zum Rand gefüllt, voll mit allem Möglichen. Hier gab es keinen Platz mehr für seine Geschichte, für das, was er alles erlebt hatte. Was er brauchte, war ein leeres, ein eigenes Buch.



Für die Menschen in Wien und die in Österreich ist Balthasar nach seiner Rückkehr zum Josefsplatz spurlos verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Drei Monate zumindest, denn dann kommt der Drache plötzlich zurück, in einem Buch, mit der Erzählung seiner Reise: *Balthasar – Von einem Drachen, der auszog, seinen Namen zu finden.*

Material: Ei (3 m hoch)
Glasvitrine mit Rotlicht (3,5 × 2 m)
Drachenskulptur auf Wagen (8 × 4 m)
Stanzmaschine und Metallplättchen
Flugzeug (für einen Tag mieten) mit Drachenbanner (ca. 20 × 3 m)
Sonstiges: Buchpublikation.

